



1925-05-03

Literarische Notizen (2)

Helene Scheu-Riesz

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260718&seite=24&zoom=33>

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250503&seite=32&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Scheu-Riesz, Helene, "Literarische Notizen (2)" (1925). *Essays*. 1172.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1172

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

[Shelly: „Dichtungen.“ In neuer [Übertragung] von Alfred Wolfenstein. Verlegt bei Paul Cassirer, Berlin.] Richtig sollte es heißen: In freier [Übertragung]. Es gibt bekanntlich zwei strittige Prinzipien der [Übersetzungskunst]: Die einen halten unbedingte, unverbrüchliche Texttreue für die erster Pflicht, die anderen legen nachdrücklichsten Wert auf Lesbarkeit, Anpassung an die fremde Sprache, Rücksicht auf das Kunstempfinden des fremden Volkes. Recht haben natürlich beide Teile. Denn der polarische Gegensatz dieser zwei Methoden ist schließlich nichts als der Unterschied zwischen den zwei Grundanschauungen aller Philosophie und [Ästhetik]: Hie Wahrheit! Hie Schönheit! Unsere großen Idealisten aber lehren uns, daß in aller Vollkommenheit Wahrheit und Schönheit eins werden. Wolfenstein will in erster Linie „schön“ übersetzen. Es soll nicht nur deutsch klingen, es soll sogar modernes, modernstes Deutsch sein. Nun ist es hier nicht am Platze, zu erörtern, ob gewisse neue Wendungen: „Schweigt still, den Sang“ (für: laßt ihn verstummen, Prometheus IV.), oder „Die Seele, die ich rief, steigt in mich ein“ (für: der Geist, dessen Macht ich beschwor, läßt sich auf mich herab, Adonais 55, bei Wolfenstein 17) – eine wünschenswerte Bereicherung bilden und ob gewisse heute beliebte Abkürzungen – wie Weglassen des Artikels – dem Geist unserer Sprache genehm sind. Liest man bei Wolfenstein: „Wie Blume lacht des Leichnams“ (Adonais 2), oder: „Wenn Mittag geht (das heißt, wenn der Mittag vorüber ist, Hymne an die intellektuelle Schönheit, bei Wolfenstein 5) – so ist man doch versucht, zu fragen, ob hier wirklich eine Fortentwicklung der Sprache oder nicht etwa eine bloße Verlegenheit des rhythmischen Ausdruckes vorliege. Und das Ergebnis ist dann die Ansicht, daß in der beschwingten Leichtigkeit der Formfindung zwischen [Übersetzer] und Dichter ein gewisser Gegensatz waltet. Für Shelleys Genius ist die dichterische Sprache die natürliche. Kunstvollste Rhythmen fließen ihm von selbst zu als treffendster Ausdruck, sei's im tändelnden Spiel, sei's im ekstatischen Flug der Phantasie. Wolfenstein aber ist kein Verskünstler. Seine jambischen Fünffakter – „Wie letzte Wolk' verhauchenden Sturmes weht (Adonais 9) – zeugen nicht von musikalischem Instinkt. Und ebensowenig hat er ein feines Ohr für die persönliche Eigenart Shelleys, die doch eine der lautsprechendsten, unverkennbarsten in der Weltliteratur ist. Man glaubt in der neuen [Übertragung] stellenweise Richard Wagner zu hören. Zum Beispiel:

Nackt wirst, Adler, du stehen –

Lachen rings echot, Laub

Fällt und Eiswinde wehen –

für: Nackend gibt dem Spott dich dein Adlerheim preis, Wenn die Blätter fallen und die Winde weh'n wie Eis – (in dem Gedicht: „Wenn die Lampe zerschmettert“, das Wolfenstein „Ende“ tauft). Die

Machtbefugnis des [Übersetzers] ist für ihn nämlich ein sehr dehnbare Begriff. Er gestattet sich, ohne weiteren Vermerk, wesentliche Kürzungen. Die „Hymne an die intellektuelle Schönheit“ wird um zwei Strophen beschnitten; Adonais von 55 auf 17 Stanzas gebracht. Derlei geschieht aber nicht aus Mangel an Ehrfurcht. Das beweist das warme Nachwort zum Gedächtnis des hundertsten Todestages des Dichters (8. Juli 1822). Es handelt sich ganz einfach um eine Arbeitsmethode, die der Verfasser in bester Absicht zur Verherrlichung des Genius anzuwenden glaubt. Aus diesem prinzipiellen Grunde lohnt es sich, bei der Neuerscheinung zu verweilen. Gerade bei Shelley straft sich jedes Abweichen des [Übersetzers] vom Pfade des Dichters mit einem Verfangen in ungeahnten Fußangeln. Denn das Einmalige und Kennzeichnende seines Wesens – „der Herzenskern seines Herzens“, um mit seinem Worte zu sprechen – liegt eben darin, daß er zu ganz gleichen Teilen überschwenglich sich auslebendes Temperament und Formkünstler ist. Bei allem Schwelgen seiner Phantasie in unerschöpflicher Blütenpracht, sträubt seine Feder sich gegen alles, was im entferntesten in Schwulst ausarten könnte. Wie sehr sich auch die Bilder bei ihm drängen, er hält sie nicht nur streng auseinander, er vermeidet auch alles, was zu ihrer Ausgestaltung nicht wesentlich beiträgt. Bei bacchantischem [Überschwang], bei aller seraphischen Ekstase denkt sein Geist in philosophischer Folgerichtigkeit, und sein Satzbau ist dementsprechend von jener streng logischen, völlig naturgemäßen Notwendigkeit, die bei allem Reichtum der Ausgestaltung nichts zufälliges, nichts [Überflüssiges] duldet. Da gerät der [Übersetzer], der hier etwas wegnehmen oder zusetzen will, unbedingt auf den Holzweg. Selbst Shakespeares Vergleiche und Naturbilder sind nicht präziser und korrekter geprägt als die Shelleys. Seine Werke gleichen in ihrem architektonischen Gefüge einem Dom. „Gefrorene Musik“, marmornes Spitzenwerk – aber würde von unkundiger Hand nur ein Stein ausgebrochen, so könnte es unter Umständen um die ganze ätherische Herrlichkeit getan sein, die von unbeugsamen Gesetzen der Schwere abhängt. Und nun erst, wenn so viele Steine eskamotiert werden wie etwa in Wolfensteins „Ode an den Westwind“, von der ersten Zeile – die die für den Sinn des Gedichtes unentbehrliche nähere Bestimmung *Westwind* streicht – bis zum Schluß:

Woll' zur Verkündigungsposaune für

Die Erde mir, o Wind, die Lippen weihn.

Der Winter kommt, kann fern der Frühling sein.

Bei Wolfenstein:

Hauch

Die Funken auf, wie Sterne weit zu sehen,

Daß sie zur erweckten Menschheit auch

Mit dir, Posaune, aller Änderung gehen.

O Wind: Wenn Tod ist, kommt Geburt und Wehen.

Während Shelley in fast volkstümlicher Schlichtheit ein aus dem nächsten Erfahrungskreis gegriffenes Naturerlebnis zum Symbol seiner Ewigkeitshoffnung macht, zerstört Wolfenstein nicht nur das Bild, die keusche metaphorische Einkleidung eines heiligen Glaubens, sondern er führt auch den gewaltigen Gedanken, der sich unter dem Symbol verbirgt, bis hart an jene Grenze; wo der Schritt vom Tiefsinn zum Unsinn getan scheint.

[Übersetzen] ist eine sehr, sehr schwere Kunst. Sie erfordert nicht nur Talent, sondern in gleichem Maße jene noch seltenere Gabe selbstverleugnender Liebe, die, wenn sie das Letzte für den Erkorenen hergegeben, ohne den leisesten Anflug eigenen Ehrgeizes zurücktritt, zufrieden, im Schatten Zeuge seiner Herrlichkeit zu sein.

Helene Richter.

[Shelley: „Dichtungen.“ In neuer Uebertragung von Alfred Wolfenstein. Verlegt bei Paul Cassirer, Berlin.] Richtig sollte es heißen: In freier Uebertragung. Es gibt bekanntlich zwei strittige Prinzipien der Uebersetzungskunst: Die einen halten unbedingte, unverbrüchliche Texttreue für die erste Pflicht, die anderen legen nachdrücklichsten Wert auf Lesbarkeit, Anpassung an die fremde Sprache, Rücksicht auf das Kunstempfinden des fremden Volkes. Recht haben natürlich beide Teile. Denn der polarische Gegensatz dieser zwei Methoden ist schließlich nichts als der Unterschied zwischen den zwei Grundanschauungen aller Philosophie und Aesthetik: Die Wahrheit! Die Schönheit! Unsere großen Idealisten aber lehren uns, daß in aller Vollkommenheit Wahrheit und Schönheit eins werden. Wolfenstein will in erster Linie „schön“ übersetzen. Es soll nicht nur deutsch klingen, es soll sogar modernes, modernstes Deutsch sein. Nun ist es hier nicht am Platze, zu erörtern, ob gewisse neue Wendungen: „Schweigt still, den Sang“ (für: laßt ihn verstummen, Prometheus IV.), oder „Die Seele, die ich rief, steigt in mich ein“ (für: der Geist, dessen Macht ich beschwor, laßt sich auf mich herab, Adonais 55, bei Wolfenstein 17) — eine wünschenswerte Bereicherung bilden und ob gewisse heute beliebte Abkürzungen — wie Weglassen des Artikels — dem Geist unserer Sprache genehm sind. Liest man bei Wolfenstein: „Wie Blume lacht des Reichthums“ (Adonais 2), oder: „Wenn Mittag geht (das heißt, wenn der Mittag vorüber ist, Hymne an die intellektuale Schönheit, bei Wolfenstein 5) — so ist man doch versucht, zu fragen, ob hier wirklich eine Fortentwicklung der Sprache oder nicht etwa eine bloße Verlegenheit des rhythmischen Ausdruckes vorliege. Und das Ergebnis ist dann die Ansicht, daß in der beschwingten Leichtigkeit der Formfindung zwischen Uebersetzer und Dichter ein gewisser Gegensatz waltet. Für Shelleys Genius ist die dichterische Sprache die natürliche. Kunstvollste Rhythmen fließen ihm von selbst zu als treffendster Ausdruck, sei's im tändelnden Spiel, sei's im ekstatischen Flug der Phantasie. Wolfenstein aber ist kein Verskünstler. Seine jambischen Fünfstäcker — „Wie letzte Wolk' verhauchenden Sturmes weht (Adonais 9) — zeugen nicht von musikalischem Instinkt. Und ebensowenig hat er ein feines Ohr für die persönliche Eigenart Shelleys, die doch eine der lautstärksten, unverkennbarsten in der Weltliteratur ist. Man glaubt in der neuen Uebertragung stellenweise Richard Wagner zu hören. Zum Beispiel:

Nacht wirfst, Adler, du stehen —
Lachen rings echot, Laub
Fällt und Eiswinde wehen —

für: Nackend gibt dem Spott dich dein Adlerheim preis, Wenn die Blätter fallen und die Winde weh'n wie Eis — (in dem Gedicht: „Wenn die Lampe zerschmettert“, das Wolfenstein „Ende“ tauft). Die Machtbefugnis des Uebersetzers ist für ihn nämlich ein sehr dehnbarer Begriff. Er gestattet sich, ohne weiteren Vermerk, wesentliche Kürzungen. Die „Hymne an die intellektuale Schönheit“ wird um zwei Strophen beschnitten; Adonais von 55 auf 17 Stanzas gebracht. Derlei geschieht aber nicht aus Mangel an Ehrfurcht. Das beweist das warme Nachwort zum Gedächtnis des hundertsten Todestages des Dichters (8. Juli 1822). Es handelt sich ganz einfach um eine Arbeitsmethode, die der Verfasser in bester Absicht zur Verherrlichung des Genius anzuwenden glaubt. Aus diesem prinzipiellen Grunde lohnt es sich, bei der Neuerscheinung zu verweilen. Gerade bei Shelley straft sich jedes Abweichen des Uebersetzers vom Pfade des Dichters mit einem Versagen in ungeahnten Fufangeln. Denn das Einmalige und Kennzeichnende seines Wesens — „der Herzenskern seines Herzens“, um mit seinem Worte zu sprechen — liegt eben darin, daß er zu ganz gleichen Teilen überschwenglich sich auslebendes Temperament und Formkünstler ist. Bei allem Schwelgen seiner Phantasie in unerschöpflicher Blütenpracht, sträubt seine Feder sich gegen alles, was im entferntesten in Schwalst ausarten könnte. Wie sehr ~~sich auch die Bilder bei ihm drängen, er hält sie nicht nur streng~~ auseinander, er vermeidet auch alles, was zu ihrer Ausgestaltung nicht wesentlich beiträgt. Bei bacchantischem Ueberschwang, bei aller seraphischen Ekstase denkt sein Geist in philosophischer Folgerichtigkeit, und sein Satzbau ist dementsprechend von jener streng logischen, völlig naturgemäßen Notwendigkeit, die bei allem Reichtum der Ausgestaltung nichts Zufälliges, nichts Ueberflüssiges duldet. Da gerät der Uebersetzer, der hier etwas wegnehmen oder zusetzen will, unbedingt auf den Holzweg. Selbst Shakespeares Vergleiche und Naturbilder sind nicht präziser und korrekter geprägt als die Shelleys. Seine Werke gleichen in ihrem architektonischen Gefüge einem Dom. „Gefrorene Musik“, marmornes Spitzenwerk — aber würde von unkundiger Hand nur ein Stein ausgebrochen, so könnte es unter Umständen um die ganze ätherische Herrlichkeit getan sein, die von unbeugsamen Gesezen der Schwere abhängt. Und nun erst, wenn so viele Steine eskamotiert werden wie etwa in Wolfensteins „Ode an den Westwind“, von der ersten Zeile — die die für den Sinn des Gedichtes unentbehrliche nähere Bestimmung Westwind streicht — bis zum Schluß:

Woll' zur Verkündigungsposaune für
Die Erde mir, o Wind, die Lippen weihn.
Der Winter kommt, kann fern der Frühling sein!

Bei Wolfenstein:

Hauch

Die Funken auf, wie Sterne weit zu sehen,
Daß sie zur erweckten Menschheit auch
Mit dir, Posaune, aller Aendrung gehen.
O Wind: Wenn Tod ist, kommt Geburt und Wehen.

Während Shelley in fast volkstümlicher Schlichtheit ein aus dem nächsten Erfahrungskreis gegriffenes Naturerlebnis zum Symbol seiner Ewigkeitshoffnung macht, zerstört Wolfenstein nicht nur das Bild, die keusche metaphorische Einkleidung eines heiligen Glaubens, sondern er führt auch den gewaltigen Gedanken, der sich unter dem Symbol verbirgt, bis hart an jene Grenze; wo der Schritt vom Tiefsinn zum Unsinn getan scheint.

Uebersetzen ist eine sehr, sehr schwere Kunst. Sie erfordert nicht nur Talent, sondern in gleichem Maße jene noch seltenere Gabe selbstverleugnender Liebe, die, wenn sie das Letzte für den Erkorenen hergegeben, ohne den leisesten Anflug eigenen Ehrgeizes zurücktritt, zufrieden, im Schatten Zeuge seiner Herrlichkeit zu sein.

Helene Richter.